

Malte Osterloh

## Nur Geschriebenes ist von Dauer

### Wie Peter Glotz und andere das eigene Sterben verschriftlichten

Zu den letzten Dingen, die Peter Glotz getan hat, gehört das Schreiben. Für das Magazin *Cicero* begann er auf dem Sterbebett noch einen Artikel. Er bricht mitten im Satz ab, es folgen einige Gliederungspunkte, der letzte: »Der begleitete Tod.« Glotz, der von 1983 bis zu seinem Tod 2005 Chefredakteur dieser Zeitschrift war und der an 6. März 75 Jahre alt geworden wäre, einer der großen unabhängigen sozialdemokratischen Denker, starb schreibend. Obwohl er seine Autobiografie noch beenden konnte, ist sein letzter Text getragen von dem Wunsch, Rechenschaft abzulegen, ein Bild seiner selbst zu geben. Warum ist er in die SPD eingetreten, warum ein Vierteljahrhundert in der deutschen Politik tätig gewesen? Warum hat er sich oft mit »Randthemen« beschäftigt: Sterbehilfe, Studiengebühren, Vertreibung? Warum stirbt er?

Die Antworten darauf zeugen von dem beständigen Willen nach Unabhängigkeit, die Glotz auch und gerade am Ende seines Lebens bewahren wollte: »Den Tod eines 66-Jährigen kann man nicht ›tragisch‹ finden, weil er statt 22 nur 21 Bücher schreiben konnte. Überhaupt sind wir Böhmen nicht tragisch, sondern vernünftig und rechenhaft.« Und so beginnt auch sein Artikel mit einer nüchternen, »rechenhaften« Anamnese: »Plattenepithel-Karzinom an der Tonsille, Operation, Komplikation, zwei Monate Intensivstation, völliger Verfall des Bewegungsapparates, langsame Aufpöpelung, sechs Wochen Bestrahlung, Operation der Metastasen an den Lymphknoten der linken Halsseite (*great neck dissection*) – und nachdem dies alles Geschichte schien, ein großes Plattenepithel-Karzinom in der Lunge. Atemnot, Sauerstoff, und so fort, Chemotherapie.« Es ist eine Aufzählung, die in ihrer Gnadenlosigkeit Sicherheit ver-

schaft: Das sind die Fakten, ihre Wirkung ist klar, bedauern bringt nichts, also kann man auch über etwas anderes reden, zum Beispiel über das eigene Leben aber auch den Wahlkampf oder über Kohls verfehlten »ökonomischen Kurs der Wiedervereinigung«, wie ein Gliederungspunkt lautet. Glotz erschreibt sich seine Souveränität gegenüber dem Tod: Dieser wird natürlich nicht geleugnet, aber ihm wird keine bestimmende Macht über das Leben, und seien es die letzten Momente dieses Lebens, eingeräumt; der Akt des Schreibens wird somit selbst zu einer Unabhängigkeitserklärung.

Diese erschriebene Souveränität lässt sich auch für die beiden jeweils letzten, postum erschienenen Bücher des Schriftstellers Wolfgang Herrndorf und des anglo-amerikanischen Journalisten Christopher Hitchens konstatieren. Hitchens starb im Dezember 2011 an den Folgen eines Speiseröhrenkrebses. Er wurde hierzulande vor allem durch sein wunderbares atheistisches Pamphlet *Der Herr ist kein Hirte* bekannt, berüchtigt durch seine bedauerlich eloquente Unterstützung des zweiten Einmarsches der USA in den Irak.

Während seiner ganzen publizistischen Karriere profilierte sich Hitchens als ein harscher Kritiker der Religion im Allgemeinen und als ein Kämpfer für Rationalismus und freies Denken. So verwundert es nicht, dass seine Aufzeichnungen (*Endlich. Mein Sterben*, 2013), die sich mit seiner Krankheit auseinandersetzen, keine Spur von Jenseitshoffnung zeigen. Wie Glotz akzeptiert er sein Sterben und macht eine Kausalität auf: »Es wäre gesünder gewesen, wenn ich kränklicher gewesen wäre.« Mit seiner Konstitution war es ihm allerdings möglich, regelmäßig zu trinken, viel zu rau-

chen und ein Arbeitspensum hinzulegen, das die »Kerze an beiden Enden« brennen ließ. Angesichts eines solchen Lebenswandels ist die Krebserkrankung eines 61-Jährigen nicht überraschend.

Hitchens beginnt mit der Schilderung eines Zusammenbruchs, in dessen Folge dann der bereits metastasierte Speiseröhrenkrebs diagnostiziert wird. Relativ schnell erreicht die Krankheit das vierte Stadium, dessen »hervorstechendes Merkmal« ist, »dass es kein fünftes gibt.« Hitchens bleibt kämpferisch bis zum Schluss, wobei ihm schöne Alltagsbeobachtungen gelingen wie die seltsame Parallelität vom Überlebenskampf und von der Organisation des Sterbens: Vom Arzt geht es zum Anwalt.

Angesichts seiner leidvollen Therapie ändert Hitchens einige seiner Ansichten. Lange hatte er an die Behauptung Nietzsches geglaubt: »Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.« Nun zeigt sich das Gegenteil. Die Therapie bringt ihn nicht um, aber von Mal zu Mal wird er schwächer: Die verlorene Schlacht weist nicht auf den gewonnenen Krieg voraus. Im Verlauf seiner Krankheit gelangt Hitchens auch zu einer schmerzhaften Erkenntnis für jeden quasi rein intellektuell Arbeitenden: »Ich habe keinen Körper, ich *bin* ein Körper.« Da ihm immer wieder die Stimme versagt, da ihm die Taubheit in seinen Fingern das Schreiben fast unmöglich macht, erscheint jede Trennung von Geist und Leib obsolet. Der Körper ist eben kein Instrument des Geistes, sondern dieser kann ohne jenen gar nicht zum Vorschein kommen, würde einfach nicht existieren.

Von einer Sache distanziert sich Hitchens freilich nicht: seinem fundamentalen Atheismus. Menschen, die für ihn beten wollen, bittet er, ihre Zeit nicht zu verschwenden; weniger wohlmeinenden Christen, die überzeugt sind, dass sein Speiseröhrenkrebs eine Strafe Gottes für seine Lästerungen sei, hält er entgegen, dass das ja ein ziemlich schwächlicher Einfall Gottes wäre: »Weshalb dann nicht ein Hirn-



J.H. Darchinger/Friedrich-Ebert-Stiftung, 1986

tumor? Als verängstigter, halbbewusster Schwachsinniger würde ich vielleicht bei Geschäftsschluss sogar nach einem Priester schreien, obwohl ich hier im Übrigen – solange ich noch bei klarem Verstand bin – hinterlassen möchte, dass das sich solcherart demütigende Wesen dann nicht mehr ›ich‹ wäre.«

Es war eben dieser Zustand, den sich Wolfgang Herrndorf ersparen wollte, da er sich am 26. August 2013 am Ufer des Hohenzollernkanals in Berlin in den Kopf schoss. Sein Hirntumor, ein Glioblastom, war nicht mehr operabel und hätte ihn sehr bald handlungsunfähig gemacht und umgebracht. Während seiner Krankheit führte er einen Blog, *Arbeit und Struktur*, der vor kurzem unter eben diesem Titel als Buch (2013) erschienen ist. Anders als bei den Krebserkrankungen von Glotz und Hitchens erfährt Herrndorf zunächst wenig

körperliche Beeinträchtigungen, was die Sache nicht einfacher macht: »Körperlich fit und hellwach und mit dem idiotischen Gefühl noch dreißig Jahre leben zu können, damit kommt mein Denken nicht klar.« Aber naturgemäß bleiben Störungen nicht aus: motorische und psychische. Herrndorfs Koordinationsvermögen leidet, er hat Wutattacken, Angstzustände, Wortfindungsstörungen, epileptische Anfälle und wiederkehrende emotionale Zusammenbrüche. Der Ausgang ist dem Herrndorf von Beginn an klar: Bereits im frühen Stadium besorgt er sich einen Revolver, um sein Leben selbst beenden zu können. Es ist in weiten Teilen eine bedrückende Lektüre.

In den Einträgen berichtet Herrndorf aber nicht nur vom Verlauf seiner Krankheit, seiner wachsenden, dann schwindenden Todesangst, von den zahllosen Arztbesuchen, MRT-Sitzungen, den verschiedenen Medikationen, sondern auch von seinen Versuchen, normal fortzuleben, von seinen Freunden (es ist wesentlich auch ein Buch über Freundschaft) und vor allem von der Arbeit. Sie gibt ihm die Struktur, die ihm am Leben erhält. Herrndorf arbeitet in einem Tempo und mit einer Disziplin wie noch nie zuvor, vollendet den Jugendroman *Tschick* und ein Jahr später den umfangreichen Roman *Sand*, beginnt ein weiteres Buch, *Isa*, das er nicht mehr beenden kann; zudem schreibt er den Blog.

Gegen Ende werden die Einträge und die Sätze immer kürzer. Der Verlust der Sprache spiegelt den Verlust der Lebenszeit. Der letzte Eintrag ist auf den 20. August 2013 datiert, er enthält lediglich einen Namen, der Rest ist Schweigen. Sechs Tage später erschießt sich Herrndorf. Während Glotz und Hitchens nicht mehr schreiben können, weil es ihr Körper nicht zulässt, weil es mechanisch nicht mehr möglich ist, versagen bei Herrndorf die intellektuellen Fähigkeiten. Er geht der Souveränität, die sich im Schreiben manifestiert, verlustig, der Freitod wird zu seiner letzten Bestätigung der Autonomie.

Das Streben nach Unabhängigkeit bestimmte auch Elias Canettis Kampf gegen den Tod, der den größten Teil seines Lebens ein buchstäblicher war. Wohl kein Schriftsteller hat sich so intensiv und explizit mit dem Tod auseinandergesetzt, hat ihn so wortreich attackiert wie Canetti: »Ich fürchte den Tod nicht. Ich finde ihn überflüssig.« heißt es in seinen Notizen, die er zeit lebens zu einem Buch zusammenführen wollte und die erst jetzt in einer Auswahl als *Buch gegen den Tod* im Hanser Verlag erschienen sind. Die Überflüssigkeit ändert freilich nichts an der Unausweichlichkeit, aber sie statuiert eine Verpflichtung zum Widerstand: »Bevor er zur Auflösung wird, ist der Tod Konfrontation. Mut, sich ihm zu stellen, jeder Vergeblichkeit zum Trotz. Mut, dem Tod ins Gesicht zu spucken.« Glotz, Hitchens und Herrndorf suchen in ihrem Schreiben eben diese Konfrontation, obwohl sie wissen, dass sich dadurch am Ausgang nichts ändert. Auch wenn Canetti aus einer anderen Perspektive über den Tod schreibt, sozusagen als ein noch Verschonter, lohnt es sich, seine Einsichten und Ideen über die Verbindung von Schreiben und Sterben in Beziehung zu den drei Autobiografen, die eigentlich Autothanatografen sind, zu setzen. Canetti glaubte, dass man den Tod aufhalten könne, wenn man erzähle: »Erzählen, erzählen, bis niemand mehr stirbt. Tausendund eine Nacht, Millionen und eine Nacht.« Kein Rettungsmittel als das Schreiben sah er gegenüber dem Tod: »Solange ich schreibe, fühle ich mich (absolut) sicher. Vielleicht schreibe ich nur deswegen. Es ist aber gleichgültig, was ich schreibe. Ich darf nur nicht aufhören.« Es ist aber nicht nur der Akt des Schreibens, der sicherstellt, dass man lebt, sondern das Geschriebene garantiert eine fortdauernde Vitalität: »Das Genannte bleibt am Leben.« Es ist das Lateinische *Scripta manent*, das Canetti hier aufruft und das in einer trotzigsten Geste das Schreiben als Sieg über den Tod proklamiert, als riefen man ihm zu: »Du wirst

mich mitnehmen, doch das hier wird bleiben und da es ein Teil von mir ist, werde auch ich nicht gänzlich vergehen.«

Das Schreiben wird somit zum beredten Protest gegen die eigene Sterblichkeit, zu einer profanierten Eschatologie. So unterschiedlich die Formen sein mögen, in denen sie sich äußern: In der Verschriftlichung ihres Sterbens transzendieren also die drei Autobiografen die Endlichkeit des Lebens. So wird hier tatsächlich die Tren-

nung des Geistes vom Körper vorbereitet, es hebt sich aber jener nicht in den Himmel, sondern er lebt weiter im Buchstaben. Das Schreiben in den Tod wird somit zu einer Art Wesensverwandlung ohne Christus, ohne Gott, es wird zu einem Abendmahl freier Geister, die sie ohne Zweifel waren: der Schriftsteller Wolfgang Herrndorf, der Journalist Christopher Hitchens und der große Intellektuelle der SPD: Peter Glotz.



#### **Malte Osterloh**

ist Literaturwissenschaftler und Übersetzer und promoviert über Goethes »Italienische Reise« an der FU Berlin und der Ecole pratique des hautes études in Paris.

mosterloh@gmx.de

*Hans Eichel/Philipp Fink/Heinrich Tiemann*

## **Finanzföderalismus und gleichwertige Lebensverhältnisse ab 2020**

Das Jahr 2020 bedeutet eine Zäsur für die bundesstaatlichen Finanzbeziehungen. Zum einen laufen die Bestimmungen zum System des Finanzausgleichs und der Solidarpakt II aus. Zum anderen greift die Schuldenbremse für die Länder. Die Verhandlungen zur Neuordnung des Finanzausgleichssystems werden bald beginnen. Aus diesem Grund muss eine öffentliche Debatte diesen Prozess begleiten. Sie muss über die Frage geführt werden, wie das im Grundgesetz (Art. 72 II) verankerte Ziel der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse erreicht werden kann. Wie viel Solidarität mit Ländern, Regionen und Kommunen bedarf es? Wie viel Eigenverantwortung kann eingefordert werden? Ein aktuelles Projekt der Friedrich-Ebert-Stiftung greift diese Fragen auf.

Die anstehende Reform der Finanzbeziehungen muss flächendeckend für ein vergleichbares Maß an öffentlichen Leistungen i.S. der Daseinsvorsorge sorgen.

Denn die öffentlichen Investitionen in Infrastruktur, Bildung usw. stellen die soziale, wirtschaftliche und infrastrukturelle Teilhabe der Menschen sicher und bedingen die wirtschaftliche und soziale Entwicklung vor Ort. Ein reformierter Finanzausgleich muss in ein System eingebettet sein, das der Bedürftigkeit i.S. eines erhöhten Bedarfs an öffentlichen Leistungen folgt und die jeweilige Aufgabenlast als Bemessungsgrundlage für eine Finanzausweisung berücksichtigt. Doch grundsätzlich müssen das System der Steuerverteilung und das der grundgesetzlichen Aufgabenausrichtung nach Art. 91a GG sowie Art. 104b GG überprüft und weiterentwickelt werden. Das gegenwärtige Ausgleichssystem kann keinen Ausgleich schaffen, sondern zementiert bestehende Ungleichheit.

Angesichts der wachsenden Disparitäten ist eine größere Bedarfsorientierung beim bundesstaatlichen Finanzausgleich notwendig. Denn wie im Raumordnungs-